

B E I H E F T E Z U

editio

Herausgegeben von WINFRIED WOESLER

Band 28

Was ist Textkritik?

Zur Geschichte und Relevanz
eines Zentralbegriffs der Editionswissenschaft

*Herausgegeben von
Gertraud Mitterauer, Ulrich Müller,
Margarete Springeth und Verena Vitzthum
in Zusammenarbeit mit
Werner M. Bauer und Sabine Hofer*

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2009



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-484-29528-5 ISSN 0939-5946

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2009

Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Inhalt

Vorwort.....	1
--------------	---

SPEZIELLE PROBLEME DER BRIEFEDITION

<i>Roland S. Kamzelak</i> Zur Nachhaltigkeit von elektronischen Texten: XML und TEI.....	3
---	---

<i>Klaus Gerlach</i> Zur Textkritik von Handschriften. Ihre Notwendigkeit und hermeneutische Dimension, dargestellt am Beispiel des Briefwechsels zwischen Böttigers und Duvau.....	19
--	----

<i>Jan Gielkens</i> Kritik am Text und Textkritik. Die Geschichte des Briefwechsels zwischen Herman Gorter und Vladimir Il'ič Lenin.....	29
---	----

<i>Hartmut Laufhütte</i> Warum und wie sollen Literatenbriefwechsel des 17. Jahrhunderts kritisch ediert werden? Ein Fallbeispiel und grundsätzliche Überlegungen.....	39
---	----

<i>Elke Richter</i> „schreibe nur wie du reden würdest ...“. Probleme der Textkonstitution und Textdarbietung bei Briefausgaben, erläutert an Beispielen aus der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen.....	49
--	----

<i>Ursula A. Schneider/Annette Steinsiek</i> Warum und unter welchen Umständen ist eine textkritische Bearbeitung von Briefen sinnvoll? Fragen und Antworten entlang der Arbeiten am <i>Kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants</i>	69
---	----

HISTORISCHE PERSPEKTIVEN

- Günter Arnold*
Philologische Textkritik als Technik geistiger Überlieferung
bei Johann Gottfried Herder 87
- Reinmar Emans*
Möglichkeiten und Grenzen der Textkritik bei Incerta..... 103
- Jan Bloemendal/Henk Nellen*
Early Enlightenment of High Philology? Biblical textual criticism by
two famous alumni of Leiden University, Daniel Heinsius and Hugo Grotius 113
- Michael Kube*
Franz Schuberts *Deutsche Trauermesse* (D 621) als Problem
der Text- und Stilkritik 129
- Richard Sperl*
Textkritik und Marx-Engels-Edition 141

FALLSTUDIEN I

- Michael Fisch*
„Die Landschaft ist die Sprache.“ Über Bedingungen und Möglichkeiten
einer Ausgabe der Gesammelten Werke von Gerhard Rühm 153
- Jürgen Hein*
Textkritische Probleme der Edition von Ferdinand Raimunds Zauberspielen..... 161
- Walter Hettche*
„Von dem Verfasser selbst herausgegeben“. Überlieferung und Textkritik
der Fabeln Magnus Gottfried Lichtwers 171
- Ferdinand van Ingen*
Textkritische Probleme bei der Edition von Grimmelshausens *Simplicissimus* 183
- Johannes John/Herwig Gottwald*
Textschichte. Ein Werkstattbericht zur Edition der späten Erzählungen
Die Mappe meines Urgroßvaters (3. und 4. Fassung) und *Der fromme Spruch*
1. und 2. Fassung) innerhalb der *Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke*
und *Briefe Adalbert Stifters* 195

THEORIE DER TEXTKRITIK

Karl Konrad Polheim †

Textkritik und Interpretation bedingen einander 209

*Ursula Schulze*Synopsis als Hilfsmittel und als Selbstzweck. Probleme der Textkritik
beim *Geistlichen Spiel* 221*Marita Mathijsen*

Genetic textual editing: the end of an era 233

*Beatrix Cárdenas-Tarrillo*Textkritische Arbeit an einer Mischhandschrift des ausgehenden
16. Jahrhunderts. Zur Edition der *Jaufener Handschrift* (cod. ser. n. 3430) 241*Jens Stüben*Textkonstitution und Interpretation. Über den editorischen Umgang mit
nachgelassenen Gedichten Nikolaus Lenaus 247

STUDIEN-AUSGABEN: JA ODER NEIN?

*Gabriele Radecke*Popularität und Wissenschaftlichkeit. Möglichkeiten, Probleme und Grenzen
textkritischer Verfahrensweisen am Beispiel der Studienausgaben von Theodor
Fontanes erzählerischem Werk 265*Wernfried Hofmeister*Zur Genese der neuen Studienausgabe der Werke Hugos von Montfort. Ein
Praxisbericht über ‚experimentelle‘ Textkritik für, mit und von Studierenden 277

EDV-GESTÜTZTE TEXTKRITIK

*Wolfgang Wiesmüller*Textkritik und Dekonstruktion. Überlegungen zu neuen textgenetischen Modellen
anhand der Internet-Edition der *Witiko*-Handschriften von Adalbert Stifter 283*Peter Boot*

Emblem Book Digitisation: State of Affairs, Options and Challenges 291

FALLSTUDIEN II

Erwin Gartner/Klaus Kastberger

Ödön von Horváth: Wiener Ausgabe. Grundlagen und Maximen..... 303

Eberhard Sauermann

Textkritik bei der Edition von Trakls Werk..... 317

Martin J. Schubert

Reise zu den Grenzen der Textkritik. Beobachtungen anhand des Passionals 329

Die Reihenfolge der Beiträge entspricht derjenigen während der Tagung.

Vorwort

Die Arbeitsgemeinschaft für germanistische Editionen hat, in Zusammenarbeit mit fachbezogenen Nachbardisziplinen, in der Zeit vom 25.–28. Februar 2004 zusammen mit dem Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck eine Tagung zu folgendem Thema veranstaltet: „Was ist Textkritik? Zur Geschichte und Relevanz eines Zentralbegriffs der Editions-wissenschaft“. In der Ausschreibung war dazu formuliert worden: „Die Arbeits-gemeinschaft für germanistische Edition hält es für geboten, erneut einen Zentral-begriff der editorischen Tätigkeit in den Mittelpunkt einer Tagung zu stellen. Im Verlauf der vergangenen Jahr(zehnt)e hat sich in diesem Bereich eine vielfältige Ent-wicklung vollzogen, verbunden mit neuen Überlegungen und auch nachhaltigen Irri-tationen“.

Vorbereitet, organisiert und geleitet wurde die Veranstaltung durch Werner M. Bauer (Universität Innsbruck), nachhaltig unterstützt durch Sabine Hofer (Universität Innsbruck). Mehrere Institutionen haben die Tagung durch Unterstützungen geför-dert: Die Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, das Forschungsinstitut Brenner-Archiv, das Kulturreferat des Landes Tirol, das Bundesministerium für Bildung, Wis-senschaft und Kultur (Wien), die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Bank Austria Creditanstalt sowie die Hypo Tirol Bank. Allen Genannten gilt der Dank der Arbeitsgemeinschaft und derjenigen, die an der erfolgreichen und harmonisch verlau-fenen Tagung teilnahmen.

Wie bei allen diesen Tagungen war es geplant, die Beiträge in verschiedenen Nummern der Zeitschrift „editio“ (Vorträge mit übergreifender Thematik) sowie in einem Beiheft derselben Zeitschrift (Vorträge mit spezieller Themenstellung und zu einzelnen Editionsprojekten) zu publizieren. Die Veranstalter in Innsbruck haben damit begonnen, die Publikation des Sonderheftes vorzubereiten, wurden dann aber durch gleich mehrfache schwere private Schicksalschläge daran gehindert, diese Ar-beit fortzuführen. In Absprache mit dem Herausgeber der „editio“-Beihefte hat dann ein Team der Universität Salzburg (IZMS/Interdisziplinäres Zentrum für Mittelalter-Studien der Universität Salzburg; Ältere Abteilung des Fachbereichs Germanistik; MHDBDB/ Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank), zusammen mit Winfried Woes-ler, die Aufgabe übernommen, das sozusagen steckengebliebene Schiff wieder in Fahrt zu bringen und den Band, wenn auch mit Verzögerung, für die Publikation zu betreuen. Dankend erwähnen möchten wir hier, und dies gleichfalls im Namen von Winfried Woesler, die auch in dieser Phase gut funktionierende Absprache mit Wer-ner M. Bauer und Sabine Hofer (Innsbruck), ferner die vom Forschungsinstitut Bren-

nerarchiv (Johann Holzner) vermittelte Unterstützung durch das Kulturreferat des Landes Tirol sowie die Mithilfe der oben genannten Institutionen der Universität Salzburg. Schließlich gilt unser gemeinsamer Dank dem Max Niemeyer Verlag für eine höchst effektive Zusammenarbeit.

Salzburg, im November 2008

Gertraud Mitterauer
Ulrich Müller
Margarete Springeth
Verena Vitzthum

Roland S. Kamzelak

Zur Nachhaltigkeit von elektronischen Texten: XML und TEI

Vor Katastrophen wie dem schrecklichen Brand in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek (HAAB) in Weimar am 2. September 2004, der nicht nur kulturgeschichtlich bedeutsame Bücher unwiederbringlich vernichtete, sondern auch einen Teil des Denkmals, das die Bücher schützen sollte, ist man nie sicher, kann letztendlich nur das Möglichste tun: Brandschutzmaßnahmen und Katastrophenschutzpläne aufstellen und Übungen abhalten, um die Auswirkungen einer Katastrophe so gering wie möglich zu halten.¹ Auch der Säurefraß in industriell gefertigten Papieren in der Zeit von circa 1850 bis heute ist eine schwere Katastrophe, denn die Massenneutralisation bindet über viele Jahre hinweg große personelle und finanzielle Ressourcen: Prioritätenlisten müssen erstellt und laufend aktualisiert werden, die Chargen müssen vorbereitet, für die Benutzung gesperrt, entsäuert und wieder eingestellt werden. Schließlich muß die erfolgreiche Neutralisation verzeichnet werden oder – was leider auch vorkommt – Schäden durch die Behandlung müssen repariert oder es muß für Ersatz gesorgt werden.² Doch es ist sehr wichtig in diesem Zusammenhang herauszustellen, daß „der saure Tod im Bücherregal“ eine andere Art von Katastrophe als der Brand in der HAAB ist. Denn das Problem ‚Säurefraß‘ entstand durch direktes menschliches Einwirken – *Säurestiftung* sozusagen. Zu Gunsten größerer Mengen an Papier wurde und wird die Haltbarkeit vernachlässigt. Freilich wurde das Problem während der Entwicklung von der Verwendung von Seide, Seidenresten, Hadern und schließlich Holzschliff noch nicht erkannt. Moritz Illig hatte 1804 keine Kenntnis von den chemischen Prozessen innerhalb der Zellen beim Zusammentreffen der Holzfaserteile im Papierbrei mit der Harz-Alaun-Leimung.³ Doch *wir* haben schon lange Kenntnis davon, blieben aber lange untätig und sind es bis heute: Die Nachhaltigkeit wurde und wird bereits bei der Produktion aus dem Blick genommen.

Bei elektronischen Texten gibt es keine Säuren, die die Texte von innen her angreifen, nein, es ist noch viel schlimmer! Seit der industriellen Fertigung von Papier sind 150 Jahre vergangen. Auch wenn viele fragil geworden und gefährdet sind, zu Staub zerfallen sind bis heute wenige. Bei elektronischen Texten gibt es diesen schleichen den Verfall nicht. Entweder der elektronische Text ist intakt oder aber völlig unzugänglich.

¹ Vgl. <http://www.anna-amalia-bibliothek.de> (gesehen 12.12.2004).

² Roland S. Kamzelak: Schrift- und Kulturgut in Gefahr. Chancen und Risiken der Massenentsäuerung. In: Imprimatur. Jahrbuch für Bücherfreunde, Neue Folge XVII (2002), S. 261–279

³ Moritz Illig: Anleitung auf eine sichere einfach wohlfeile Art Papier in der Masse zu leimen. Als Beitrag zur Papiermacherkunst. Mit einem biographischen Vorwort von Armin Renker und einem Nachwort von Berthold Cornely. Nachdruck der Originalausgabe von 1807. Mainz 1959 [1807].

Was kann mit elektronischen Texten passieren:

1. Das Speichermedium hat einen Defekt. Die Information ist nicht mehr auffindbar; ist verloren.
2. Das Zusammenspiel von Daten – dem elektronischen Text – und dem Anwenderprogramm stimmt nach einem Programmupdate nicht mehr. Die Daten sind „veraltet“.
3. Das Zusammenspiel von Anwenderprogramm und Betriebssystem stimmt nicht mehr. Das Programm ist „veraltet“.
4. Das Zusammenspiel von Anwenderprogramm und Betriebssystem funktioniert, aber nicht auf der vorhandenen Hardware, dem Prozessor.

Die Langzeitverfügbarkeit elektronischer Dokumente hängt einerseits von dem Speichermedium ab wie beim Säurefraß, doch mehr noch hängt sie von der technischen Weiterentwicklung der Lese- und Verarbeitungsgeräte ab sowie der verwendeten Software: *Hightech-Systeme veralten paradoxerweise besonders schnell.*

Um die Informationen dennoch verfügbar zu halten und zu archivieren, gibt es derzeit drei Ansätze: die Migration, die Emulation und die Konversion.

1. Migration

Sie halten die Information ‚jung‘, indem Sie bei jedem Technik-Sprung das Format des Datenträgers anpassen, sprich von einer 5 ¼ Zoll-Diskette auf eine 3 ½ Zoll-Diskette umkopieren bzw. von einer CD-ROM auf eine DVD usw. Die Anwendersoftware zum Abspielen muß ebenfalls migrieren.

Bei der Migration sichert man nur die reine Information in der Hoffnung auf kommende, technisch fortschrittlichere Generationen, die die „gesicherte“ Information wieder hervorholen können.

2. Emulation

Bei der Emulation wird versucht, die System-Vergangenheit zu emulieren, d.h. die ursprüngliche Hardware- und Betriebssystem-Umgebung nachzuahmen, um die digitale Information in ihrer ursprünglichen Software-Umgebung zugänglich zu machen und zugänglich zu halten. Dabei werden die Datenträger mit der Information, dem Betriebssystem und der Anwendersoftware wie beschrieben migriert. Diese werden mit einer ausführlichen Dokumentation der Hardware, Software und Funktionalität sowie einer Beschreibung, wie alle diese Komponenten ineinandergreifen archiviert.

Dies alles ist bereits viel Arbeit, doch es geht weiter: Diese Dokumentation wiederum muß durch eine Art Migration ‚jung‘ gehalten werden, angepaßt auf neuen Sprachgebrauch und neue Technologie, welche die Emulation vollführen soll.

Hält man diese Emulation für unmöglich, muß man Hard- und Software in ihrem ursprünglichen Zustand im Lager vorhalten. Die Dokumentation, wie diese zu bedienen sind, muß dann trotzdem erstellt werden und migrieren.

Dieses Technikmuseum – welches meines Wissens nur das Bundeskriminalamt so vorhält – bedingt einen großen logistischen und technischen Aufwand (Lagerraum, Ersatzteillager und qualifizierte Techniker, die gegebenenfalls Ersatzteile selbst fertigen können).

3. Konversion

Die dritte Möglichkeit der Langzeitverfügbarkeit digitaler Informationen versucht, die Information auf analogen Trägern zu archivieren, d.h. auf Microfiches, Microfilm oder Papier. Die Funktionalität – falls vorhanden – geht vollständig verloren.

Der hohe technische, finanzielle und zeitliche Aufwand der Emulation ist zu scheuen, besonders bei einer so unsicheren Erfolgchance, die sich auf kommende Technik verlassen muß. Die Migration ist vielfach bereits Praxis, um wenigstens die Daten irgendwie zu bewahren.

Ein Szenario: Nika Bertram, Jahrgang 1970, Erstling 2001: *der kahuna modus*. Gleichzeitig mit dem Roman erschien ein MUD⁴ auf www.kohunamodus.de. Der Plot des MUD ist identisch mit dem des Romans. Aber eben doch nicht ganz. Die Story folgt den Gesetzen der Interaktivität, der Iteration, der Bildschirmpräsentation in der Länge von Einträgen und so weiter. Bertram schrieb den Plot des MUD nicht sukzessive, sondern ‚flächig‘, mit einer Flowchart. Wenn nun Nika Bertram sagen wir im Jahr 2040 ihren Vorlass an ein Archiv verkauft und ihre *Kahuna Flowcharts* des Programms *Inspiration* oder ähnliches abgeliefert, haben wir ein großes Problem. Liefert Sie dann auch das Programm *Inspiration* mit? Und die Beschreibung? Bewahrt Sie Ihren alten Computer ebenfalls auf, auf dem all diese Programme laufen?

Autoren geben heute bereits Ataridisketten an Archive ab, die nur mühsam entziffert werden können. Vorausgesetzt das Archiv beschäftigt einen Mitarbeiter, der früher einmal einen Atari verwendet hat und noch Wissen darüber reaktivieren kann. Vielleicht gibt es viele Autoren wie Nika Bertram, die konventionelle Romane schreiben und gleichzeitig Text Adventures. Da wir nicht damit rechnen können, daß Autoren ihre Daten migrieren, emulieren, konvertieren, werden Archive zunehmend Material bekommen, das sie nicht *handeln* können.

Bestandserhalter müssen die Migration und die Konversion völlig ausschließen, da sie die Werke nicht in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Da die Emulation einen Teil migrieren muß, fällt auch diese Strategie aus, obwohl sie noch die beste wäre.

Eine systemunabhängige Variante gibt es aber bereits mit der *Standard Generalized Markup Language, SGML*. SGML basiert vom verwendeten Zeichenmaterial her nur auf den 127 Zeichen des Basis-ASCII-Satzes. Dem kleinsten Nenner also, auf den sich alle Computersysteme bislang geeinigt haben. Alle Zeichen, die nicht darin enthalten sind – und das sind im wahrsten Sinne des Wortes eigentlich alle Zeichen –

⁴ MUD = Multiple User Dungeon, vgl. <http://www.mud.de> (gesehen 12.12.2004).

werden über eine eindeutige Zeichenliste codiert (UNICODE). Durch diese einfache Voraussetzung ist der Quelltext mit jedem x-beliebigen Programm auf einem x-beliebigen System – wenn es nur irgend Zeichen darstellen kann – lesbar. Die Konversion in Papierform ist ebenfalls möglich. Insofern ist das Gebot der Systemunabhängigkeit auf der Ebene der Zeichen gelöst. WYSIWYG, *What you see is what you get*, ist freilich damit verabschiedet. Alle Formatierungen müssen als Code in den Text eingebracht werden, als Markup, welche dann von anderen Programmen (Browsern, Formattern) in Druckformate übersetzt werden können.

Um einen SGML-Text handhabbar zu machen, muß ihm eine Art Grammatik beigegeben werden. Diese Grammatik, genannt *Document Type Definition* oder kurz *DTD*, wird dem eigentlichen Text vorangestellt. Die *Document Type Definition* beschreibt neben Art und Weise, Sinn und Zweck, Verfasser, Datumsangaben usw., also einer Datei-Information, welche Auszeichnungen im Text verwendet wurden und was diese bedeuten. Auch diese *DTD* ist systemunabhängig lesbar und so ist es und bleibt möglich, den ‚intendierten‘ Text über diese Grammatik zu erschließen. Das Markup liefert dabei nicht nur Formatinformation, sondern bringt hochwertige, auch interpretierende Informationen ein: Jetzt folgt ein Gedicht, eine Strophe, ein Vers, Kommentar usw. Bei WYSIWYG, also auch bei einer gedruckten Seite, müssen Sie interpretieren, was die Formatierung meint – sie folgt vielleicht Konventionen, die wir – jetzt noch – kennen. Überschriften sind vielleicht fett und abgerückt, Zitate sind kursiv und eingerückt usw. Kann diese Formatierung nicht mehr dargestellt werden – und ich habe dies bei elektronischen Texten schon oft erlebt –, ist die spezifische, interpretierende Information verloren.

SGML hat sich nicht weit verbreitet, durch eine entscheidende erlaubte Regel, die *omission rule*. Sie besagt, daß tags nicht unbedingt geschlossen werden müssen. Diese Regel ist für Verarbeitungsprogramme schwer zu handhaben. Erst mit XML, die eben diese Regel nicht mehr enthält, findet die Auszeichnungssprache die Verbreitung, die sie verdient.

XML wird häufig auch als Archivierungsformat bezeichnet. Es soll ein Abfallprodukt sein nach Beendigung der Arbeit an einer Edition. Für die Arbeit selbst und für den Druck nimmt man stattdessen lieber TUSTEP oder gar Word. Wer garantiert aber, daß die Layoutkonventionen verstehbar bleiben? Wie oft ist die Finanzierung bei Editionsprojekten weggebrochen, so daß die Edition liegenblieb. Die Daten veralten stillschweigend, denn ohne Projektabschluss kein Archivierungsformat und keine Ressourcen, um die Daten in einem vernünftigen Stadium zu sichern.

Dies spricht für eine Bearbeitung in XML, mit einer international anerkannten und dokumentierten DTD, wie der der TEI. Nur so kann der Datenverfall verhindert werden. Die Text Encoding Initiative (TEI) ist ein Zusammenschluß von Wissenschaftlern, die mit elektronischen Texten arbeiten. Meist Editoren. Sie erarbeiten DTDs, also Grammatiken von Auszeichnungen für Texte und stellen diese wieder der Wissenschaft zu Verfügung. Die Weiterentwicklung wird aktiv von den Mitgliedern betrieben und gelenkt.

XML ist eine Auszeichnungssprache, die wie die gesamte SGML-Familie (dazu gehört auch HTML) unabhängig ist vom verwendeten Computersystem und unabhän-

gig von der verwendeten Software. Sie wird zur Archivierung, zur Verarbeitung und zum Austausch von elektronischen Texten verwendet. Es ist eine Untermenge von SGML, dem ISO 8879 Standard, und mit dieser Auszeichnungssprache kompatibel. XML entspricht den Regeln von SGML – der Umkehrschluß ist jedoch nicht zutreffend. Ebenso ist XML entwickelt worden, um mit HTML Austauschmöglichkeiten zu schaffen. Im Abstract der XML-Definition von Tim Bray, Jean Paoli, C. Michael Sperberg-McQueen und Eve Maler des W3C heißt es:

The Extensible Markup Language (XML) is a subset of SGML that is completely described in this document. Its goal is to enable generic SGML to be served, received, and processed on the Web in the way that is now possible with HTML. XML has been designed for ease of implementation and for interoperability with both SGML and HTML.⁵

Markup, encoding oder Textauszeichnung – drei synonyme Begriffe – heißt in erster Linie, die Interpretation eines Textes in elektronischer Form explizit zu machen. Eine Textauszeichnungssprache ist eine Sammlung von Textauszeichnungskonventionen, um elektronische Texte gemeinsam benutzen zu können. Dafür muß die Textauszeichnungssprache angeben, welche Auszeichnungen erlaubt sind, welche unabdingbar sind, wie sich die Auszeichnungen vom Text selbst unterscheiden und schließlich, was die Auszeichnungen bedeuten. XML selbst beschreibt die ersten drei Punkte, während der vierte Punkt vom Benutzer geleistet werden muß.⁶ Gegenüber HTML besitzt XML einige wichtige Vorteile:

- a) XML ist erweiterbar (*extensible*); es besitzt keine begrenzte oder festgelegte Anzahl von *tags*.
- b) XML-Dokumente müssen wohlgeformt sein; sie müssen einer formalen Syntax gehorchen, die auch durch ein Programm validiert werden kann.
- c) XML legt den Schwerpunkt auf inhaltliche, strukturelle Auszeichnung, nicht auf grafische.

In XML werden die Strukturmerkmale als *elements* bezeichnet. Der Benutzer kann Elemente zur Auszeichnung bestimmen, ohne semantische Rücksichten nehmen zu müssen. Elemente beginnen jedoch immer mit einer geöffneten spitzen Klammer < und enden mit einer geschlossenen spitzen Klammer > wie schon bei HTML. So könnte ein Element mit Namen 3PO definiert werden als <3PO>. Dieses Gebilde nennt man einen *tag*. In XML – und hier ist ein wesentlicher Unterschied zu SGML –

⁵ Vgl. <http://www.w3.org/TR/REC-xml> (gesehen 12.12.2004).

⁶ XML-Einführungen neben der bereits genannten Spezifikation des W3C: A Gentle Introduction to XML. In: C. Michael Sperberg-McQueen and Lou Burnard (eds.): Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange, Providence 1995; Neil Bradley: The XML Companion. Harlow 1998; Manfred Knobloch und Matthias Koch: Web-Design mit XML. Webseiten erstellen mit XML, XSL und Cascading Style Sheets. Heidelberg 2001; Henning Behme und Stefan Mintert: XML in der Praxis. Professionelles Web-Publishing mit der Extensible Markup Language. Bonn 1998.

muß es immer einen *start-tag* und einen *end-tag* geben.⁷ Der *end-tag* ist die Wiederholung des *start-tag*, mit Ausnahme eines *slash /* vor dem Elementnamen, also `</3PO>`. Zu beachten ist auch, daß Elementnamen *case sensitive* sind, also 3PO und 3po oder 3pO nicht identisch sind. Ferner ist zu beachten, daß es dem Benutzer freisteht, verständliche Elementnamen zu vergeben. Es ist nur ratsam, inhaltslogische Namen zu vergeben. So erkennen wir in dem Satz »Die Aussage von `<zitat>Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut</zitat>` ist nicht eindeutig.«, daß es sich bei dem eingebetteten Satz um ein Zitat handelt – er ist als Zitat *getagged*. Freilich ist der *tag* für jemanden, der nicht Deutsch spricht, genauso unverständlich wie 3PO, und freilich könnte man diesen tag auch zur Auszeichnung von «unsinnigen Sätzen» verwenden. Dennoch ist die Verwendung verständlicher *tags* anzuraten und mehr noch, die Anwendung von international anerkannten *tags*, wie sie die TEI⁸ bereitstellt, ist zu bevorzugen.

Das Gedicht „Weltende“ von Jacob von Hoddis kann beispielsweise so *getagged* werden:

```
<gedicht>
<autor>Jakob von Hoddis</autor>
<titel>WELTENDE</titel>
<strophe>
<vers>Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,</vers>
<vers>In allen Lüften hallt es wie Geschrei,</vers>
<vers>Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei</vers>
<vers>Und an den Küsten - liest man - steigt die Flut.</vers>
</strophe>
<strophe>
<vers>Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen</vers>
<vers>An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.</vers>
<vers>Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.</vers>
<vers>Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.</vers>
</strophe>
</gedicht>
```

Ein so ausgezeichnete Text wird als *well-formed*, wohlgeformt bezeichnet. Die Leerzeilen, Zeilenumbrüche und Leerzeichen (außer zwischen den Wörtern) sind nur der Übersichtlichkeit halber hinzugefügt. *Whitespace* in XML bedürfte einer gesonderten Betrachtung; hier soll der generelle Hinweis genügen, daß das Beispiel ebenso gut so aussehen könnte:

```
<gedicht><autor>Jakob von Hoddis</autor><titel>WELTENDE</titel> <strophe><vers>Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,</vers>[...]</strophe></gedicht>
```

⁷ In SGML kann man sogenannte *omission rules* festlegen, die angeben, wann man auf das Schließen eines *tags* verzichten kann. Diese *omission rules* sind für Programme sehr schwer umzusetzen. Hier liegt ein entscheidender Vorteil von XML, wo das Schließen von *tags* grundsätzlich vorgeschrieben ist.

⁸ Vgl. <http://www.tei-c.org> (gesehen 12.12.2004).

Um wohlgeformt zu sein, müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein:

1. Es muß ein das gesamte Dokument umschließendes Element mit *start-* und *end-tag* vorhanden sein. Im Beispiel ist das `<gedicht></gedicht>`. Es wird als *root element* bezeichnet (Wurzelement).
2. Jedes weitere Element oder einfacher Text muß vom Wurzelement umschlossen sein oder von einem Element, das im Wurzelement enthalten ist (z.B. `<strophe>`). Elemente dürfen sich nicht teilweise überlappen, können aber hierarchisch gegliedert sein.
3. Es muß immer ein *start-* und ein *end-tag* vorhanden sein. Elemente dürfen aber leer sein.
4. Das Dokument muß von einem XML-Prolog eingeleitet werden.

Die vierte Bedingung wird vom obigen Beispiel nicht erfüllt. Durch Hinzufügen der Zeile `<?xml version="1.0" ?>`, dem XML-Prolog, wird das Beispiel wohlgeformt.

Ein Programm, das XML-Dokumente auf Gültigkeit prüfen kann, ein *Parser*, erkennt das Dokument als XML-Dokument an (*valid*), wenn zuvor beschrieben wird, was für diesen Dokumenttyp als gültig angesehen werden soll. Diese Beschreibung wird in einem zusätzlichen Dokument (DTD) angegeben. Sie ist bereits eine Interpretation des Textes, da es seine Regeln und Elemente definiert und explizit macht. Die DTD wird in einer speziellen, aber sehr einfachen Syntax geschrieben:

```
<!ELEMENT gedicht (autor?, titel?, strophe+)>
<!ELEMENT autor (#PCDATA)>
<!ELEMENT titel (#PCDATA)>
<!ELEMENT strophe (vers+)>
<!ELEMENT vers (#PCDATA)>
```

Dies ist die Beschreibung von fünf Elementen. Wie bei *tags* werden die Deklarationen durch eine spitze Klammer geöffnet, dann folgt ein Ausrufungszeichen und ein DTD-Schlüsselwort, hier dem Wort ELEMENT. Nach einem Leerzeichen kommt der Name des Elements, der *generic identifier* (GI) und das sogenannte *content model*, das beschreibt, was zwischen den *start-* und *end-tags* dieses Elementes enthalten sein darf oder muß.

Der Elementname (GI) muß mit einem Buchstaben beginnen, darf jedoch Buchstaben, Ziffern, Bindestriche oder Unterstriche und Punkte enthalten. Groß- und Kleinbuchstaben werden voneinander unterschieden (*case sensitive*).

Das *content model* enthält entweder Text, *#PCDATA* (*parsed character data*), oder weitere Elemente. Mit sogenannten *occurrence indicators* bestimmt man, wie oft ein Element vorkommen darf oder muß. Das Pluszeichen (+) bedeutet, daß ein Element ein oder mehrmals vorkommen darf. Das Fragezeichen (?) heißt, daß ein Element vorkommen kann, aber nicht muß. Ein Asteriskus (*) bedeutet, daß ein Element einmal oder mehrmals enthalten sein darf, aber auch fehlen kann. Die vollständige Liste sieht so aus:

ANY	Beliebiger Inhalt: Zeichenketten oder definiertes Markup.
(#PCDATA)	Beliebige Zeichen.
EMPTY	Kein Inhalt.
NDATA	Binäre Daten. Keine XML-Daten.
	Trennzeichen für Auswahlliste = oder.
?	Trennzeichen für eine Liste mit fester Reihenfolge.
()	Gruppierungszeichen.
	Leerzeichen: Genau ein Vorkommen.
?	Kein oder ein Vorkommen.
+	Mindestens ein Vorkommen oder mehrere.
*	Kein, eines oder mehrere Vorkommen.
(#PCDATA <>)	Mixed content: Zeichenketten oder spezifiziertes Markup.

Im Beispiel »<!ELEMENT gedicht (autor?, titel?, strophe+)» kann in einem Gedicht ein Autor vorkommen, muß aber nicht. Ebenso kann ein Titel vorhanden sein, doch auch ohne Titel handelt es sich um ein Gedicht, solange es mindestens eine Strophe besitzt. Die Strophe besteht aus einem oder mehreren Versen, die jeweils aus Text bestehen. Ebenfalls definiert ist die Reihenfolge der Elemente innerhalb des Elementes »gedicht«. Durch das Komma wird angezeigt, daß die Elemente in dieser Reihenfolge vorkommen. Das Komma gibt eine Sequenz an, während eine vertikale Linie Alternativen angibt. »autor | titel | strophe+« würde ein Gedicht ergeben, das entweder aus Autor, Titel oder Strophen besteht. Diese Angaben – Komma und vertikale Linie – nennt man *connector*.

Ein Dokument, das mit dieser DTD ausgestattet ist, würde als gültig validiert werden, wenn es so ausgezeichnet wäre⁹:

```
<?xml version="1.0" standalone="yes" ?>
<!DOCTYPE gedicht [
<!ELEMENT gedicht (autor?, titel?, strophe+)>
<!ELEMENT autor (#PCDATA)>
<!ELEMENT titel (#PCDATA)>
<!ELEMENT strophe (vers+)>
<!ELEMENT vers (#PCDATA)>
]>
<gedicht>
<autor>Jakob von Hoddis</autor>
<titel>WELTENDE</titel>
<strophe>
<vers>Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,</vers>
<vers>In allen Lüften hallt es wie Geschrei, </vers>
<vers>Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei</vers>
<vers>Und an den Küsten - liest man - steigt die Flut.</vers>
</strophe>
```

⁹ Die Behandlung der Sonderzeichen (hier ü und ä) folgt an anderer Stelle. Ebenso ist an der Stelle noch nicht angegeben, wie die Elemente in einer bestimmten Ansicht (Bildschirm oder Druck) dargestellt werden sollen.

```

<strophe>
<vers>Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen</vers>
<vers>An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.</vers>
<vers>Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.</vers>
<vers>Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.</vers>
</strophe>
</gedicht>

```

In der *XML-declaration* wurde die Angabe hinzugefügt, daß die DTD enthalten ist (standalone = „yes“), dann folgt die DTD für den Typ »gedicht«. Der Name der DTD entspricht in der Regel dem Wurzelement. Die DTD kann auch in einer separaten Datei abgelegt werden, so daß sie für verschiedene Texte gleichen Typs verwendet werden kann.¹⁰ Dann ist das Dokument nicht mehr *standalone*, sondern benötigt die Angabe der DTD-Datei mit genauer Pfadangabe:

```

<?xml version="1.0" standalone="no" ?>
<!DOCTYPE gedicht SYSTEM „gedicht.dtd“>

```

Mit dieser DTD wurde der Text als Baumstruktur beschrieben. Das Textmodell wird *ordered hierarchy of content objects*, kurz OHCO genannt.¹¹ Das Gedicht könnte auch so dargestellt werden:

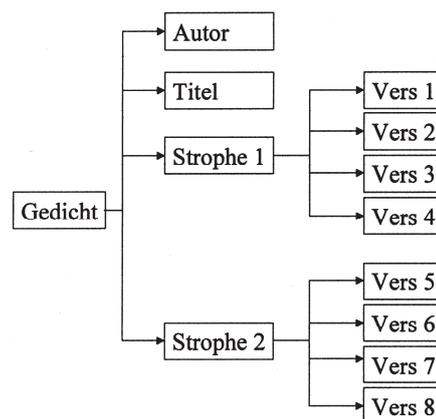


Abb. 1 OHCO des Gedichtes <Weltende> von Jakob von Hoddis.

Diese Repräsentation eines Textes scheint sehr vereinfacht zu sein, und in der Tat lassen sich weitere Zweige definieren und darstellen, doch ist die Beschreibung in mancher Hinsicht sehr klar und nützlich. Auf jeden Fall ist diese Darstellung der XML-

¹⁰ Ein wohlgeformtes Dokument muß keine DTD enthalten.

¹¹ A. Renard, E. Mylonas and D. Durand: Refining our Notion of What Text Really is: the problem of overlapping hierarchies. In: N. Ide and Susan Hockey (eds.): *Research in Humanities Computing 4: Selected Papers from ALLC/ACH Conference*. Oxford 1996.

DTD zum Gedicht ‹Weltende› augenfällig aus einer Interpretation der Struktur des Textes abgeleitet.

Natürlich sind Texte komplizierter als der oben abgebildete Baum es suggeriert. Zwischen Elementen des gleichen Namens gibt es Unterschiede. Diese Unterschiede können durch Attribute beschrieben werden, die wie die Elemente in der DTD definiert werden müssen. Bei der Beschreibung von Versen könnte man eine Versnummer festhalten und auch eine Art Reimschema:

```
<!ATTLIST      vers
                id          ID          #IMPLIED
                schema      (A | B | C | D) #IMPLIED >
```

Über das festgelegte Wort ATTLIST wird angegeben, daß für das Element ‹vers› Attribute angegeben werden (*attribute list specification*). Die Darstellung wird üblicherweise so wie oben als Tabelle gewählt, damit sie besser gelesen werden kann; XML verlangt aber ausschließlich *whitespace* (Leerzeichen, Leerzeile) zwischen den einzelnen Elementen der Liste. Jede Attribut-Spezifikation besteht aus drei Teilen: das Attribut, die Art des Wertes und der Standardwert. Das festgelegte Wort #IMPLIED bedeutet, daß der Wert auch entfallen kann. Als *markup* müßten die Spezifikationen so umgesetzt werden:

```
<vers id="v1" schema="A">Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,</vers>
<vers id="v2" schema="B">In allen Lüften hallt es wie Geschrei,</vers>
<vers id="v3" schema="B">Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei</vers>
<vers id="v4" schema="A">Und an den Küsten - liest man - steigt die Flut.</vers>
```

Die Verse sind durch eine Nummer identifizierbar und das Reimschema A-B-B-A ist festgehalten worden. Durch die Angabe #IMPLIED hätten diese Angaben auch entfallen können. Wird #REQUIRED als Standard gesetzt, so muß eine Angabe gemacht werden, sonst ist das Dokument ungültig.

In der DTD können dieselben Attributnamen für verschiedene Elemente verwendet werden. So kann beispielsweise jedes Element eine ID haben. Da Attribute immer an Elemente gekoppelt sind und im *start-tag* des Elementes angewendet werden, sind die Angaben eindeutig zugewiesen. Nun kann ein Formatierungsprogramm Verse des Schemas A blau unterlegen und die des Schemas B rot, oder ein anderes Programm kann alle Verse des Schemas A herauskopieren und zusammenstellen oder Ähnliches. Attribute sind nützliche Spezifizierungen, die sich individuell je nach Verarbeitungsprogramm verwenden lassen.

Die Werte von Attributen können entweder festgelegte Schlüsselwörter (*keywords*) sein oder individuell bestimmt werden. Zu den Schlüsselwörtern gehören:

CDATA	Beliebige Zeichen (<i>character data</i>), auch Leerstellen und Satzzeichen.
NMTOKEN	Es sind nur Zeichen erlaubt, die bei Namen gültig sind.
NMTOKENS	Der Wert muß ein oder mehrere NMTOKEN enthalten.

ID	Der Wert muß ein einfaches Wort sein, das mit einem Buchstaben beginnt und im Gesamtkontext eindeutig ist.
IDREF	Der Wert muß eine ID eines anderen Elements enthalten.
IDREFS	Der Wert muß eine oder mehrere IDs anderer Elemente enthalten.
ENTITY	Der Wert muß ein NMTOKEN sein, das als Entität deklariert wurde (siehe unten).
ENTITIES	Der Wert muß eine oder mehrere Entitäten enthalten.

Werden die Werte individuell bestimmt (wie beim Attribut `<schema>`), dann kann ein *Parser* überprüfen, ob wirklich nur die angegebenen Werte verwendet wurden. Im Beispiel A, B, C oder D. Die Verwendung von E würde als *exception* bemerkt werden. Attribute sind also auch ein wichtiges Instrument, um ein Dokument auf Gültigkeit zu prüfen.

Elemente und Attribute dienen zur Beschreibung der Struktur von Texten. Daneben gibt es eine Methode, um einen Teil des Dokumentes namentlich anzusprechen, die Entität oder *entity*. *Entities* besitzen einen Namen und einen Inhalt, also eine Zeichenkette oder sogar eine Datei. *Entities* werden in der DTD deklariert, so daß im Text darauf - sogar mehrmals - verwiesen werden kann (*entity reference*). Der Parser expandiert dann den Namen der Entität auf ihren Inhalt. Deklariert man beispielsweise:

```
<!ENTITY hvh „Hugo von Hofmannsthal“>
```

in der DTD, so kann im Text verkürzt geschrieben werden

```
&hvh; Lebenslied
```

was vom Parser expandiert wird zu

```
Hugo von Hofmannsthal, Lebenslied
```

In der DTD verwendet man die spitze Klammer, ein Ausrufungszeichen und das Schlüsselwort ENTITY. Danach folgt der Name der *entity*, dann der Inhalt in Anführungsstrichen (*internal entity*). Will man auf eine Datei verweisen, kommt ein weiteres Schlüsselwort hinzu

```
<!ENTITY hvhll SYSTEM „hvh_ll.xml“>
```

Wird im Text `&hvhll;` eingefügt, holt sich der Parser den Inhalt der Datei »hvh_ll.xml« und fügt sie an dieser Stelle ein. Diese Methode eignet sich sehr gut, um Teile eines größeren Dokumentes zusammenzuführen, z.B. Kapitel eines Buches.

Entities werden auch benutzt, um Zeichen außerhalb des 7-bit-ASCII Zeichensatzes darzustellen. In HTML wird der sprechende Code `ä` (a Umlaut) als *ä* dargestellt. Als Unicode Zeichen muß der Hexadezimalcode `00E4` verwendet werden. Um zwischen dem sprechenden Namen und dem eher sperrigen Hexcode eine Verbindung herzustellen, werden *character entities* deklariert wie

```

<!ENTITY      aacute    "&#x00E1;" >
<!ENTITY      Aacute    "&#x00C1;" >
<!ENTITY      acirc     "&#x00E2;" >
<!ENTITY      Acirc     "&#x00C2;" >
<!ENTITY      agrave    "&#x00E0;" >
<!ENTITY      Agrave    "&#x00C0;" >
<!ENTITY      aring     "&#x00E5;" >
<!ENTITY      Aring     "&#x00C5;" >
<!ENTITY      atilde    "&#x00E3;" >
<!ENTITY      Atilde    "&#x00C3;" >
<!ENTITY      auml      "&#x00E4;" >
<!ENTITY      Auml      "&#x00C4;" >

```

für die Zeichen á, Á, â, Â, à, À, â, Â, ã, Ã, ä, Ä.

Mit externen *entities* kann man auch Daten einbetten, die keine XML-Daten sind, wie zum Beispiel Bilder. Dies muß jedoch durch das Schlüsselwort *NDATA* mitdeklariert werden:

```
<!ENTITY      abb01     SYSTEM „abb01.jpg“      NDATA      jpg>
```

Um *entities* in *markup* anzuwenden, muß vor den *entity*-Namen noch ein Prozentzeichen eingefügt werden. Solche Parameter *entities* werden hauptsächlich verwendet, um globale Attribute zu definieren. Das Attribut ID soll in jedem Element auf gleiche Weise möglich sein:

```
<!ENTITY      %      id.global      „id      ID      #REQUIRED“>
```

In der Attributliste genügt dann die verkürzte Angabe:

```

<!ATTLIST vers
  %id.global
  schema (A | B | C | D)      #IMPLIED >

```

Im folgenden werden der Vollständigkeit halber kurz weitere Merkmale und Funktionen von XML angesprochen, ohne jedoch zu sehr ins Detail zu gehen: Möchte man in einer XML-Datei *markup* eingeben, das bei der Verarbeitung unberücksichtigt bleibt bzw. das als Text behandelt wird, muß diese Sequenz durch `<!CDATA[eingeleitet und mit]]>` abgeschlossen werden. Man nennt eine so ausgezeichnete Stelle *CDATA marked section*.

Analog zu *CDATA marked sections*, die im XML-Dokument selbst Anwendung finden, gibt es zwei *conditional marked sections* in einer DTD. Die Schlüsselwörter INCLUDE und IGNORE veranlassen oder schließen die Verarbeitung aus. So kann man Teile einer DTD, die für einen größeren Zusammenhang geschrieben wurde, für kleinere Texte verwenden:

```
<!IGNORE[
<!ATTLIST vers
  id ID #IMPLIED
  schema(A | B | C | D) #IMPLIED >
]]>
```

Processing instructions können dem *markup* hinzugefügt werden. Sie veranlassen einen Prozessor, an dieser Stelle etwas zu tun, etwa die Seite zu brechen. Mit `<?tex \newpage ?>` wird dem Prozessor (hier TEX) dies mitgeteilt.

Über das Konzept von *namespaces* ist es möglich, Elemente einer anderen DTD als der deklarierten in einem XML-Dokument zu verwenden.

```
<line xmlns:gram="http://www.gram.org">
<gram:aux>Shall</gram:aux>
<gram:pron>I</gram:pron>
<gram:verb>compare</gram:verb>
<gram:pron>thee</gram:pron>
<gram:prep>to</gram:prep>
<gram:art>a</gram:art>
<gram:noun>summer</gram:art>
,s
<gram:noun>day</gram:noun>
?
</line>
```

In diesem Beispiel, das ich aus den TEI-Richtlinien übernommen habe, werden *tags* der Adresse <http://www.gram.org>¹² verwendet. Das Schlüsselwort *xmlns* (als Attribut des Elementes *line*) wird gefolgt von einem Doppelpunkt, einem Namen und, nach dem Gleichheitszeichen, dem Fundort in Anführungszeichen.

XML besitzt alle Eigenschaften, die die Wissenschaft zum Arbeiten benötigt. Die Freiheit gegenüber HTML, Auszeichnungselemente selbst zusammenzustellen nach den eigenen Bedürfnissen am bearbeiteten Text, macht die wissenschaftliche Interpretation der Struktur eines Textes erst möglich. Diese fast grenzenlose Freiheit hat jedoch auch Nachteile: Es gibt keine Anhaltspunkte, keine Muster, wie die Beschreibung aussehen könnte. Es gibt keinerlei Vorgaben, die einen auch auf Ideen bringen könnten, was man denn noch berücksichtigen könnte oder müsste. Und die vielen Auszeichnungsgammatiken sind untereinander nicht unbedingt kompatibel. Sie sind für Außenstehende manchmal auch schwer zu entschlüsseln, da die Formulierung der Elemente nicht reglementiert ist, also auch in allen Sprachen abgefaßt sein können. Wünschenswert wäre deshalb doch eine gewisse normierte Verwendung der Auszeichnungssprache durch gemeinsame Absprachen und durch das Zusammentragen von Erfahrungen.

¹² Die angegebene URL ist für dieses Beispiel von den TEI-Autoren erfunden worden.

Die *Text Encoding Initiative* (TEI) macht genau dieses für Editionsprojekte. Es ist eine Initiative von Wissenschaftlern für Wissenschaftler, die Erfahrungen in Empfehlungen umgewandelt hat.¹³ 1990 wurden die ersten *Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange* veröffentlicht. Sie sind ein Vorschlag, wie wissenschaftliche Texte, meist Editionen, als DTD zu beschreiben sind. 1990 basierten die *guidelines* auf SGML als Auszeichnungssprache, heute gibt es sie parallel auch für XML. Durch Einigungen wie diese lassen sich Texte schneller verstehen und vor allem auch schneller austauschen.¹⁴ Die Initiative beschreibt ihr Ziel selbst so:

The Text Encoding Initiative grew out of a planning conference sponsored by the Association for Computers and the Humanities (ACH) and funded by the U.S. National Endowment for the Humanities (NEH), which was held at Vassar College in November 1987. At this conference some thirty representatives of text archives, scholarly societies, and research projects met to discuss the feasibility of a standard encoding scheme and to make recommendations for its scope, structure, content, and drafting. During the conference, the Association for Computational Linguistics and the Association for Literary and Linguistic Computing agreed to join ACH as sponsors of a project to develop the Guidelines. The outcome of the conference was this set of principles, which determined the further course of the project.

1. The guidelines are intended to provide a standard format for data interchange in humanities research.
2. The guidelines are also intended to suggest principles for the encoding of texts in the same format.
3. The guidelines should
 1. define a recommended syntax for the format,
 2. define a metalanguage for the description of text-encoding schemes,
 3. describe the new format and representative existing schemes both in that metalanguage and in prose.
4. The guidelines should propose sets of coding conventions suited for various applications.
5. The guidelines should include a minimal set of conventions for encoding new texts in the format.
6. The guidelines are to be drafted by committees on
 1. text documentation
 2. text representation
 3. text interpretation and analysis
 4. metalanguage definition and description of existing and proposed schemes, coordinated by a steering committee of representatives of the principal sponsoring organizations.
7. Compatibility with existing standards will be maintained as far as possible.
8. A number of large text archives have agreed in principle to support the guidelines in their function as an interchange format, and have (since the publication of the prior edi-

¹³ Winfried Bader: Was ist die Text Encoding Initiative (TEI)? In: *Computergestützte Text-Edition*, S. 9–20.

¹⁴ Vgl. Fotis Jannidis: Wider das Altern elektronischer Texte: philologische Textauszeichnung mit TEI. In: *editio* 11 (1997), S. 152–177.

tion), actually done so. We continue to encourage funding agencies to support development of tools to facilitate this interchange.

9. Conversion of existing machine-readable texts to the new format involves the translation of their conventions into the syntax of the new format. No requirements will be made for the addition of information not already coded in the texts.¹⁵

Die TEI Richtlinien sind als Baukasten aufgebaut. Sperberg-McQueen beschreibt den Baukasten in seinen Kursen immer als Pizza und die Richtlinien als *Chicago-pizza-model*, da die Idee anscheinend in einer Chicagoer Pizzeria entwickelt wurde. Dabei gibt es ein Grundelement (den Pizzateig mit Tomatensoße), das alle benötigen. Darin sind die Grundstruktur einer DTD enthalten wie *head* und *body*, aber auch Absätze, Überschriften und ähnlich grundlegende Elemente. Dann gibt es zusätzliche Module (*toppings* wie Käse, Oliven, Salami usw.) für die Auszeichnung von Lyrik, Drama, Prosa, gesprochener Sprache und so weiter, die man wahlweise hinzunehmen kann. Will man eine Edition des *Butt* von Günter Grass machen, benötigt man sowohl Prosa als auch Lyrik.

Jedes TEI-konforme Dokument muß mit einem *TEI-Header* ausgestattet sein, das vier Elemente aufnimmt:

<code><teiHeader></code>	
<code><fileDesc> ... </fileDesc></code>	enthält die bibliographische Beschreibung der Datei
<code><encodingDesc> ... </encodingDesc></code>	dokumentiert das Verhältnis der Datei zur Quelle
<code><profileDesc> ... </profileDesc></code>	detaillierte Beschreibung nicht bibliographischer Aspekte des Textes, spezielle zur Sprache, den Herstellungsbedingungen, den Beteiligten usw.
<code><revisionDesc> ... </revisionDesc></code>	führt die Revisionsgeschichte der Datei auf.
<code></teiHeader></code>	

Dieser Kopf kann sehr umfangreich werden, doch ist er wichtig, um den genauen Status der Datei zu beschreiben. Da elektronische Texte leicht verbreitet werden können, können zwei scheinbar gleiche Dateien anhand des *TEI-Headers* geprüft werden. Nach dem *header* folgen dann die Textkodierungen mit XML nach der gewählten TEI-DTD wie bereits beschrieben.

Die Vorteile dieser nur scheinbaren Einschränkung auf die TEI-Richtlinien fasse ich noch einmal zusammen:

1. In die TEI-Richtlinien sind langjährige Erfahrungen von Philologen eingeflossen. Es ist kein Projekt von Programmierern.

¹⁵ C. Michael Sperberg-McQueen and Lou Burnard: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange. In: <http://www.tei-c.org/P4X/index.html> (gesehen 12.12.2004).

2. Das Projekt ist als Mitgliederkonsortium konstituiert. Neue Erfahrungen können also jeder Zeit eingebracht werden.
3. Die Richtlinien geben jedem neuen Nutzer von XML eine fundierte Ausgangsbasis. Man muß nicht bei Null anfangen, sondern kann von den Erfahrungen anderer profitieren.
4. Durch die normierte DTD werden Texte schneller verstehbar und dadurch austauschbar. Es ist rascher oder überhaupt erst möglich, Kooperationsprojekte anzugehen.
5. Austauschbarkeit heißt auch, daß Transformationsregeln mit XSLT transportierbar werden.
6. Durch die normierte Notation bleiben die Texte letztlich auch archivierbar.

Für Editionsphilologen, die elektronische Texte herstellen, gibt es auf die drei unzureichenden Archivierungsmethoden nur eine Antwort: diese Probleme müssen schon bei der Anlage eines Projektes vermieden werden. Editionsphilologen müssen *systemunabhängig* arbeiten. Als Produzent von elektronischen Texten darf keine Abhängigkeit von Hardware entstehen, nicht von Diskettenformaten oder Prozessorleistung. Hypertextautoren dürfen erst gar nicht in Abhängigkeit von Software gelangen, dürfen nicht in Abhängigkeit von Betriebssystemversionen oder neueren Entwicklungen der Lesesoftware (Browser) gelangen. Vorausgesetzt die eigene Leistung wird für erhaltenswürdig gehalten. Als Printautor wird ein Typoskript oder besser noch Disketten in einem festgelegten Format abgegeben in der Hoffnung, daß Verleger die Arbeit auf haltbarem, zu einem Buch gebundenem Papier drucken und verbreiten. Protestieren würde man, wenn sie mit abwaschbarer Tinte gedruckt, auf Wunderblöcken oder Papyrusrollen erschiene. So sollte man auch protestieren, wenn elektronische Texte nicht in Formaten verfaßt werden, die haltbar sind. Diese Nachhaltigkeit kann mit SGML oder XML in Verbindung mit den Richtlinien der TEI gewährleistet werden.

Klaus Gerlach

Zur Textkritik von Handschriften

Ihre Notwendigkeit und hermeneutische Dimension, dargestellt am Beispiel des Briefwechsels zwischen Böttiger und Duvau¹

Die philologische Kritik hat es zu thun mit der allmählichen Umgestaltung, die durch das Spiel zwischen Aufnehmen und Wiedergeben, Receptivität und Spontaneität entsteht.

(Friedrich Schleiermacher)

Angesichts der Frage nach der Auswahl der zu edierenden Texte steht jeder Editor vor einem hermeneutischen Problem, noch bevor jede editorische Arbeit beginnt. Bereits die Entscheidung für einen Autor oder einen Text hinsichtlich einer Veröffentlichung ist eine Auslegung von Geschichte im weitesten Sinn. Die Entscheidung, welcher Autor bzw. welcher Text der Kulturgemeinschaft zur Rezeption überantwortet werden soll, beruht auf dem Verständnis der Herausgeber. Die Herausgabe der *Ausgewählten Briefwechsel aus dem Nachlaß von Karl August Böttiger*² mit Auguste Duvau, Karl Ludwig von Knebel, Christian Gottlob Heyne, Désiré Raoul-Rochette und Georg Joachim Göschen zielt darauf ab, Böttigers Persönlichkeit in ihren verschiedenen Facetten vorzustellen. Dabei kann es aber nicht vordergründig um die Umbewertung der Persönlichkeit Böttigers gehen. Vielmehr will die teilweise editorische Aufarbeitung dieses großen Gelehrtennachlasses dazu beitragen, unser Wissen über die Epoche der Goethezeit, in der spätaufklärerische, klassische und romantische Konzepte konkurrierten, zu erweitern. Böttigers Wirkungskreis befand sich genau dort, wo sich diese Macht- und Interessenkämpfe ereigneten. Böttiger hatte es geschafft, „einen literarischen Briefwechsel anzuknüpfen, der im eigentlichsten Sinne alle Länder Europas umfaßte und über den Postenlauf hinausreichte“.³ Die Edition soll die Auffassung der Herausgeber umsetzen, daß Böttiger, der bei der Herausbildung der Archäologie und des modernen Journalismus eine Schlüsselposition innehatte, mit seiner Korrespondenz mit den bedeutendsten europäischen Gelehrten und Künstlern ein wichtiges Werk hinterlassen hat. Böttigers Briefwechsel soll als Dokument und Monument wahrgenommen werden.

¹ Karl August Böttiger: Briefwechsel mit Auguste Duvau. Mit einem Anhang der Briefe Auguste Duvaus an Karl Ludwig von Knebel. Hrsg. und kommentiert von Klaus Gerlach und René Sterneke. Berlin 2004.

² Ausgewählte Briefwechsel aus dem Nachlaß von Karl August Böttiger. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sterneke. Berlin 2004ff.

³ Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe Zeit (1797 bis 1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung von Julius Eckard. Berlin 1887, S. 116.

Mit dem mehrere tausend Briefe umfassenden Nachlaß Böttigers in der Sächsischen Staats-, Landes- und Universitätsbibliothek Dresden und im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg besitzen wir einen der umfangreichsten Gelehrtennachlässe der Goethezeit.

Die Überlieferungslage ist bei den einzelnen Briefwechseln ganz unterschiedlich. Während das Briefkorpus der Duvau-Korrespondenz verhältnismäßig klein und unvollständig überliefert ist, sind diejenigen von Heyne, Knebel, Raoul-Rochette und Göschen umfangreicher und vollständiger. Die Herausgabe all dieser Briefwechsel kann sich auf Originalhandschriften stützen. Beinahe allen Briefwechseln ist gemein, daß Böttigers Briefe in geringerer Zahl überliefert sind als diejenigen seiner Korrespondenten. Böttiger bewahrte die empfangenen Briefe sehr sorgfältig auf, und in vielen Fällen befinden sich auch die überlieferten Briefe Böttigers fast vollständig im Nachlaß. Das trifft für die Korrespondenz mit Duvau und Heyne zu.

Der Briefwechsel Karl August Böttigers mit Auguste Duvau umspannt die Zeit von 1795 bis 1829. Auguste Duvau wurde 1771 in Tours geboren und sollte eigentlich Geistlicher werden. 1792 schloß sich Duvau der Emigrantenarmee des Prinzen von Condé an, die er aber bald verließ. Er hielt sich dann längere Zeit in Bocholt auf, um die deutsche Sprache zu erlernen. Im Frühjahr 1795 kam Duvau nach Weimar, wo er Böttiger, Wieland, Goethe, Knebel und andere kennenlernte. Nach seiner Niederlassung im Herbst begann er, deutsche Literatur ins Französische zu übersetzen, und unterrichtete später an Jean Joseph Mouniers Privatschule in Belvedere bei Weimar Latein und Französisch. Daneben lektorierte er die Romane des deutschen Schriftstellers August Heinrich Lafontaine. 1801 unternahm er eine Reise nach Italien und Frankreich. Aus diesem Zeitabschnitt sind besonders lange Reisebriefe überliefert. Anfang 1803 kehrte er nach Deutschland zurück, wo er sich in Leipzig niederließ. Dort verkehrte er vor allem in den Kreisen von Johann Gottfried Seume, Christian Weiße und Georg Joachim Göschen. Ende 1805 kehrte Duvau endgültig in sein Heimatland zurück. In Frankreich betrieb er anfangs vor allem botanische und insektenkundliche Studien und schrieb für das 1824 bis 1831 in Paris vom Baron de Férussac herausgegebene *Bulletin des sciences naturelles* eine Vielzahl von Beiträgen. Ab 1825 arbeitete er für die angesehene *Biographie universelle*, die Joseph François Michaud in Paris herausgab. Unter anderem schrieb er die Artikel über Jacobi, Lessing, Salis-Sewis, Schiller, Seume und Wieland. Duvau starb 1831 in Paris. Der Briefwechsel stellt Böttiger und Duvau als zwei wichtige Vermittler im deutsch-französischen Kulturtransfer vor und zeigt, wie sich dieser Kulturtransfer in Folge der französischen Revolution veränderte. Aus dem über mehr als 30 Jahre geführten Briefwechsel sind 87 Briefe überliefert, weitere 17 Briefe konnten erschlossen werden.

Vor Duvaus Briefen in der Dresdener Bibliothek liegt ein Zettel mit folgender Aufschrift von Böttigers Hand: „Chevalier de Vau, ein Emigrirter / lernte in Bucholt ohnweit Münster / musterhaft Deutsch. / d. 23^{ten} April. 1795.“⁴ Offenbar hatte Böttiger nach seiner ersten Begegnung mit Duvau diese Notiz niedergeschrieben und eine

⁴ SLUB Dresden, Signatur: Msc. Dresd., h 37,4^o, Bd. 40.

Mappe angelegt, in die er fortan alle Briefe dieses Absenders ablegte. Es ist unklar, wie und aus welchem Grund Böttigers Briefe wieder an ihn zurückgekommen sind. In seinem Nachlaß befinden sich alle bekannten Briefe Böttigers an Duvau bis auf fünf, die aus dem Mounierschen Nachlaß nach Autun gelangt sind.⁵ Anhand der von Böttiger sorgfältig aufbewahrten und zusammengeführten Korrespondenz, der er offenbar – auch wenn sie nicht umfangreich war – eine große Bedeutung beimaß, soll gezeigt werden, daß Textkritik auch bei einer Edition, die sich auf Handschriften stützt, unerläßlich ist. Dabei ist Textkritik immer auch ein hermeneutisches Problem, weil sie ohne ein Verstehen des zu edierenden Textes nicht auszuüben ist. Das Verstehen des Textes durch den Textkritiker bedeutet aber, nicht nur Zeichen zu erkennen und akribisch wiederzugeben, sondern einen Text so herzustellen, daß die Intentionen des Schreibers für die Rezipienten nachvollziehbar werden.

Ausgangspunkt ist der Begriff der ‚philologischen Kritik‘, wie ihn Friedrich Schleiermacher in seiner Schrift *Hermeneutik und Kritik* entwickelt hat. Schleiermacher sieht die philologische Kritik als einen Sonderfall der ‚historischen Kritik‘ an. Die ‚historische Kritik‘ hat aus den Relationen die ursprüngliche Tatsache zu ermitteln.⁶ Im Falle der ‚philologischen Kritik‘ identifiziert Schleiermacher diese ursprüngliche Tatsache mit der Urschrift, so daß man annehmen kann, Textkritik erübrige sich, wenn die Urschrift überliefert ist. Schon Schleiermacher, der das hermeneutische Problem am Beispiel des Sich-Versprechens entwickelt, bemerkt, daß die Differenz zwischen ursprünglicher Tatsache und Relation auch im Falle der Überlieferung der Urschrift vorhanden sein kann, wenn sich nämlich der Urheber der Schrift verschrieben hat.

Wer sich verspricht, sagt anderes als er denkt. So haben wir eine Differenz. Die Differenz kann oft im Augenblicke nicht gleich bemerkt werden, sondern erst hintennach. Man mag sie gleich bemerken, will aber nicht unterbrechen, um eine Erklärung zu fordern, und so sucht man selbst auszumitteln, was er hat sagen wollen. – Immer aber soll in solchen Fällen ausgemittelt werden, was der Redende wirklich hat sagen wollen, da, was er gesagt hat, ein anderes ist. Eben so tritt die Aufgabe ein bei den Schreibfehlern in Urschriften und Abschriften.⁷

Das bedeutet, daß die ursprüngliche Tatsache der Urschrift vorausgeht, in der Autorintention zu verorten, im Modus der Abwesenheit und erst textkritisch zu rekonstruieren ist. Hinzu kommt eine Reihe von Modifikationen, die die Briefmanuskripte während des Prozesses ihrer Überlieferung erfahren haben und die es ihrerseits notwendig machen, die Urschrift erst einmal zu rekonstruieren. Da der ursprüngliche Zusammenhang einer Korrespondenz in der Überlieferung immer gestört ist, ist es die wichtigste Aufgabe der Textkritik, diesen wieder herzustellen. Es ist also keineswegs so, daß bei der Edition neuerer Texte die Aufgabe der Rekonstruktion der Textgenese

⁵ Société Eduenne, Musée Rollin Autun.

⁶ Vgl. Friedrich Schleiermacher: *Hermeneutik und Kritik*, mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen. In: *Sämtliche Werke. Erste Abtheilung, Siebenter Band*. Hrsg. von Friedrich Lücke. Berlin 1838, S. 272 und 275f.

⁷ Schleiermacher 1838 (Anm. 6), S. 275.

an die Stelle der Textkritik tritt. Die Bedeutung der Textkritik richtet sich meines Erachtens nicht danach, ob Handschriften oder Drucke von einem Autor überliefert sind, sondern nach der Geschlossenheit der Überlieferung eines Briefwechsels oder Werkes.⁸ Der Stellenwert der Textkritik ist nicht von der unterschiedlichen Überlieferungslage bei klassischen Autoren und neueren Autoren abhängig. Je fragmentarischer Briefwechsel oder Werke überliefert sind, um so größer ist die Bedeutung der Textkritik. Weil es sich bei einer Korrespondenz um ein Geflecht von einzelnen Texten handelt, die ineinandergreifen und aneinander anknüpfen, darf sich die Textkritik nicht nur auf den einzelnen Brief beschränken, sondern muß die gesamte Korrespondenz berücksichtigen. Der Gegenstand der Textkritik hängt somit nicht nur von der Überlieferungslage der zu edierenden Texte ab, sondern auch von der Textsorte. Insofern es sich bei der ‚philologischen Kritik‘ um einen Sonderfall der ‚historischen Kritik‘ handelt, besteht die Aufgabe des Editors einer Briefausgabe nicht darin, eine überlieferte Urschrift zu reproduzieren, sondern darin, die gesamte materialisierte Kommunikation zwischen den Briefpartnern zu rekonstruieren und historisch zu verorten. Dabei kommt neben der Zuschreibung an einen Verfasser und der Datierung (als den traditionellen Aufgaben der höheren Kritik) der Bestimmung des Adressaten besondere Bedeutsamkeit zu. Briefe, von denen wir nicht wissen, von wem sie stammen und an wen sie gerichtet sind, können bestenfalls in einem Briefsteller ihren Platz finden. Nur in bezug auf seinen Schreiber und seinen Empfänger konstituiert ein Brieftext einen Sinn. Urteile, Meinungen, Ansichten des Briefschreibers über einen Gegenstand – sei es eine dritte Person, ein Werk oder ein Ereignis – besitzen ihre Gültigkeit nur als private Äußerungen gegenüber einer ganz bestimmten Person. Ohne Rücksicht auf die Intention des Schreibers und ohne Kenntnis des Lebenszusammenhanges der beiden Korrespondenten lassen sich Briefe nicht sinnvoll rezipieren.⁹ Duvau's drastische Schilderungen über seine Begegnungen mit Madame de Staël sind für sich genommen interessant und das ausführlichste Dokument über den Aufenthalt der berühmten Schriftstellerin in Leipzig, verstanden werden können sie aber nur, wenn man berücksichtigt, daß sie für Böttiger geschrieben wurden, dessen positives Bild von dieser umstrittenen Persönlichkeit Duvau zu korrigieren beabsichtigte. Lösen wir einen Brief aus dem Zusammenhang zu seinem Absender und seinem Empfänger, verfälschen wir die Geschichte.

Daß sich Textkritik bei einer Briefedition nicht auf einen Text beschränkt, sondern auf ein Korpus von Texten bezieht, hat Folgen für ihre Ausübung. Die ‚philologische Kritik‘, die wir an einer einzelnen Briefhandschrift üben, wirkt sich in den meisten Fällen auf das ganze Korpus der zu edierenden Briefe aus. Wie dynamisch das Briefkorpus bis zur Drucklegung eines Briefbandes sein kann, weiß jeder Editor. Diese

⁸ Siegfried Scheibe: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. In: Kleine Schriften zur Editions-wissenschaft. Berliner Beiträge zur Editions-wissenschaft. Hrsg. von Hans-Gert Roloff, Berlin 1997, S. 13.

⁹ Winfried Woesler: „Auch der Briefinhalt ist manchmal weniger von dem Bedürfnis, Tatsachen mitzuteilen, bestimmt, als von der beabsichtigten Wirkung auf den Empfänger.“ In: Winfried Woesler: Der Brief als Dokument. In: Probleme der Brief-Edition. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Schloss Tutzingen am Starnberger See, 8.–11. September 1975. Hrsg. von Wolfgang Frühwald u.a. Bonn 1977 (Kommission für Germanistische Forschung. 2), S. 49.

Dynamik widerspiegelt das Ineinanderwirken der verschiedenen textkritischen Problemfelder. Um die Aufgaben der Textkritik zu bestimmen, ist es sinnvoll, folgende Frage zu stellen: Wie kann im Falle überlieferter Briefhandschriften eine Differenz zwischen ursprünglicher Tatsache und Relation entstanden sein? Um auf diese Frage eine Antwort zu geben, wollen wir uns den Verlauf einer Korrespondenz vergegenwärtigen: Innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes wechseln zwei Korrespondenten miteinander Briefe.¹⁰ Jeder der beiden weiß, wem er schreibt und in der Regel auch von wem ein Brief, den er empfängt, stammt. Der Empfänger weiß, selbst wenn der Brief, den er empfangen hat, kein Datum trägt, mehr oder weniger genau, wann dieser geschrieben wurde. In den Köpfen des Absenders und des Empfängers vereinigen sich die eigenen und die Texte des anderen. Mit dem Tod der Briefpartner wird dieser Zusammenhang zerstört, und seine materielle Basis beginnt sich aufzulösen. Eine Differenz zwischen ursprünglicher Tatsache und Relation kann demzufolge in bezug auf das zu edierende Briefkorpus (1.) und ebenso in bezug auf den einzelnen Brief (2.) entstanden sein. Deshalb ist es sinnvoll, beide zunächst isoliert zu betrachten. In Hinsicht auf das gesamte Korpus beschäftigt sich Textkritik mit Fragen der Zuschreibung (1.1), Fragen der Datierung (1.2) und Fragen der Textkonstitution (1.3). Auf den einzelnen Brief bezogen, widmet sie sich Problemen der Konstitution des Textes als Ganzes (2.1) und Schreibfehlern (2.2).

1. Textkritik in bezug auf das gesamte Briefkorpus

1.1 Fragen der Zuschreibung

Da sich der Sinnzusammenhang einer Korrespondenz erst in bezug auf Schreiber und Empfänger erschließt, ist die Zuschreibung eines Briefes zu seinem Empfänger eine der wichtigsten Aufgaben der Textkritik. Bei der Edition eines Einzelbriefwechsels ist sie für die Konstitution des Korpus folgenreich, denn alle Briefe dieser Schreiber bzw. Empfänger, und nur diese, werden in eine Edition aufgenommen. Daß Textkritik und Hermeneutik sich gegenseitig beeinflussen, macht die Zuschreibung eines Briefes zu seinem Empfänger besonders deutlich, da ohne die Kenntnis des Lebenszusammenhanges von Schreiber und Empfänger dieses Problem gar nicht gelöst werden kann. So wurde bei der Kommentierungsarbeit ein Brief Böttigers vom 15. September 1803, der im Archiv bisher Georg Joachim Göschen zugeordnet war, neu zugeschrieben. Die Bezugnahme auf Duvaus Frankreichbuch und die Vorstellung, daß der

¹⁰ An dieser Stelle soll es nicht um eine Definition der Textsorte Brief gehen. Für unsere Darlegung reicht es aus, wenn wir unter einem Brief eine schriftliche Mitteilung verstehen, die von einer Person an eine abwesende Person gerichtet ist. Zur Briefdefinition vgl. ausführlich Irntraud Schmidt: Was ist ein Brief. Zur Begriffsbestimmung des Terminus „Brief“ als Bezeichnung einer quellenkundlichen Gattung. In: (editio. 2) Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft. Hrsg. von Winfried Woesler. Tübingen 1988, S. 1–7; Uta Motschmann: Überlegungen zu einer textologischen Begriffsbestimmung des Briefes in Zusammenhang mit dessen editorischer Bearbeitung. In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hrsg. von Siegfried Scheibe, Berlin 1991, S. 183–194.

Empfänger des Briefes einmal „an den Ufern der schönen Loire“ leben könnte, ließ keinen Zweifel daran, daß Duvau der Adressat des Schreibens war.

1.2 Fragen der Datierung

Briefe sind im Idealfall datiert. Auf den meisten Briefen steht entweder am Anfang oder am Schluß ein Datum vom Absender, oder wir finden sogar eine Empfängerbezeichnung. Jedoch gibt es nicht wenige Briefe, die kein Datum tragen oder deren Datierung angezweifelt werden muß, weil z.B. der Inhalt eindeutig gegen das vorhandene Datum spricht. Da Briefe in wissenschaftlichen Editionen immer chronologisch angeordnet werden, ist die Datierung wichtig, und sie ist in einem engen Zusammenhang mit der Zuschreibung zu sehen. Aus einer unrichtigen Datierung können falsche Rückschlüsse auf Leben und Werk eines Autors gezogen werden. Bei der Datierung wird ebenfalls sichtbar, wie eng Textkritik und Hermeneutik verbunden sind; denn ohne das inhaltliche Verstehen des zu datierenden Briefes und der Abfolge von Brieftexten, in die er eingeordnet werden soll, ist eine richtige Datierung unmöglich. Die Kenntnis des Lebenszusammenhangs der Briefpartner und des gesamten Briefkorpus ist Voraussetzung für die Datierung eines Briefes. Neben der Kenntnis des Lebenszusammenhangs spielt aber auch die Untersuchung der Materialität der Textzeugen (Papier, Faltung, Tinte, Siegel, Poststempel) eine wichtige Rolle. Die Handschrift eines Schreibers verändert sich im Laufe seines Lebens oft stark, so daß sie in ihrer Materialität, die ohne den Vollzug hermeneutischer Operationen nicht beurteilbar ist, ebenfalls Aufschlüsse für die Datierung geben kann. In den *Ausgewählten Briefwechseln aus dem Nachlaß von Karl August Böttiger* findet diese Differenz zwischen ursprünglicher Tatsache und Relation ihre Darstellung unter der Rubrik *Zur Datierung*, wo auch der Vorschlag der Editoren zur Überwindung dieser Differenz begründet wird. Im Briefkorpus von Böttiger und Duvau stellten vor allem undatierte Stadtbillets, die aus der Zeit, da beide in Weimar wohnten bzw. Duvau im nahegelegenen Belvedere lebte, die Herausgeber vor Probleme. Die nur mit dem Wochentag datierten Briefe konnten mit Hilfe von Anspielungen auf Werke, die Duvau lektorierte oder übersetzte und die ihrerseits erst ermittelt werden mußten, sowie durch ihren Bezug aufeinander mehr oder weniger genau datiert werden. Die Überlieferungslage der völlig aus dem Zusammenhang gerissenen Billets verdeutlicht, wie sehr Tatsache und Relation nach Jahrhunderten voneinander abweichen. Die Überwindung dieser Differenz ist die Aufgabe der Textkritik. Bei der Herstellung der ursprünglichen Tatsache können sowohl inhaltliche als auch materielle Gesichtspunkte eine Rolle spielen.

1.3 Fragen zur Textkonstitution (in bezug auf das zu edierende Briefkorpus)

Das Problem der Textkonstitution des zu edierenden Briefkorpus ist nicht von dem Problem der Textkonstitution des einzelnen Briefes loszulösen; denn erst wenn wir wissen, welche Briefbogen oder -blätter zu einem bestimmten Brief gehören, läßt sich das gesamte Briefkorpus konstituieren. Das ist oftmals einfach, wenn nämlich der Brief nur aus einem Bogen oder Blatt besteht oder grammatikalische und logische Zu-

sammenhänge die Folge über das Blatt oder den Bogen hinaus eindeutig festlegen. Im günstigsten Fall ist ein Brief auf einem einzigen Blatt oder Bogen so überliefert, daß darauf der Anfang mit Anrede und das Ende mit Grußformel von der Hand des Schreibers niedergeschrieben wurden. Doch gibt es nicht wenige Briefe, deren Teile aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen wurden oder sogar unvollständig überliefert sind. In diesem Fall beschränkt sich die Textkritik, wenn die Zuordnung zum Autor und Empfänger erst einmal geklärt ist, darauf, den Befund des Fragmentarischen zu bestätigen und innerhalb der Edition kenntlich zu machen. Sind die Briefteile allerdings nur voneinander getrennt und an verschiedene Aufbewahrungsorte gebracht worden, müssen die einzelnen Fragmente durch eine kritische Analyse in der richtigen Ordnung zusammengefügt werden. In solchen Fällen entscheidet die Textkritik nicht nur über die äußere Gestalt eines Briefes, sondern über die Gestaltung des ganzen Korpus. Wurde z.B. nicht erkannt, daß zwei Fragmente zusammengehören, so erscheinen sie fälschlicherweise als zwei Briefe mit unterschiedlichem Datum. Im Briefkorpus der Korrespondenz zwischen Böttiger und Duvau waren mehrere Briefe fragmentarisch überliefert. Der fragmentarische Charakter bezog sich letztendlich aber nur auf den Überlieferungsbefund, nach dessen Deutung sich ein ganz anderes Bild ergab: Tatsächlich sind nur zwei Briefe, bei denen Anfang oder Schluß fehlen, unvollständig. Bei den anderen Fragmenten stellte sich heraus, daß sie nur getrennt aufbewahrt worden sind. Der fragmentarische Charakter von Texten muß zunächst erkannt werden, wobei im günstigeren Fall eine defekte Briefstruktur (fehlende Anrede, fehlender Schluß) einen Verdacht, wie es Schleiermacher nennt,¹¹ liefert. In dem Faszikel der Briefe Duvaus in der Dresdener Bibliothek waren diese zusammengehörenden Teile oft an weit voneinander entfernten Stellen eingebunden. Erschwert wurde die Rekonstruktion ihres Zusammenhangs dadurch, daß sie nicht als Fragmente angesehen worden waren. Die Archivare hatten diese Teile als verschiedene Briefe verzeichnet. Nun könnte man meinen, daß es mit Hilfe des Papier- und Tintenvergleichs sowie der Bogenfaltung relativ einfach gewesen wäre, die Briefe zusammenzufügen. Diese sonst hilfreichen Anhaltspunkte boten aber nur selten Hinweise. Es handelt sich bei diesen Briefen nämlich vor allem um lange Reisebriefe, an denen Duvau häufig über mehrere Wochen schrieb und die er erst abschickte, wenn sich ihm eine Gelegenheit der sicheren Übermittlung an den Empfänger bot. So benutzte er unterschiedliches Papier und verschiedene Tintensorten. Zusätzliche Verwirrung stiftete er, indem er bereits verschlossene Briefe wieder öffnete und auf einem extra Blatt eine Nachschrift hinzufügte. Eine besonders schwierige Überlieferungslage ergab sich bei einem Brief, den er in Wien im Zeitraum vom 22. Dezember 1801 bis 12. Januar 1802 niederschrieb und von dem einige Teile in der Dresdener Bibliothek, andere jedoch im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg aufbewahrt werden. Es gehört zu den textkritischen Aufgaben eines jeden Herausgebers, der Briefteile, die in der Überlieferung getrennt aufbewahrt werden, zusammen abdruckt, über die Art und Weise

¹¹ „Wir können noch weiter zurückgehen und sagen, dasjenige wodurch alle Operation der Kritik bedingt ist, ist die Entstehung des Verdachts, daß etwas ist, was nicht sein soll.“. Siehe Schleiermacher 1838 (Anm. 6), S. 281.

der Rekonstruktion in der Edition Rechenschaft abzulegen. Die Textkonstitution muß für den Benutzer einer wissenschaftlichen Ausgabe nachvollziehbar sein.¹²

2. Textkritik in bezug auf den einzelnen Brief

2.1 Fragen zur Textkonstitution (in bezug auf das zu edierende Briefkorpus)

Dabei geht es um die Anordnung der Textteile (a), um die Entzifferung der Handschrift (b) und um die Verfahrensweise bei den unterschiedlichen Fällen von Textverlust (c), mit denen ein Herausgeber konfrontiert wird und der durch Siegelausriß, Tintenfraß, Papierausbruch, Wasserschäden, Verbleichung, Schwärzungen durch Dritte entstanden sein kann.

a) Die Anordnung des Textes für den Druck gehört zu den Aufgaben des Textkritikers, weil die Abfolge der Texteinheiten nicht immer eindeutig ist, wenn z.B. Ergänzungen an den Rändern oder auf einem gesonderten Blatt in den Text eingefügt werden müssen, wenn die Strukturierung des Textes durch Absätze und Spatien nicht eindeutig ist oder dem gewöhnlichen Gebrauch nicht entsprechen. Ohne die Kenntnis der Gewohnheiten eines Schreibers wird der abgedruckte Text fehlerhaft und demjenigen der Handschrift nicht adäquat sein.

b) Die Entzifferung einer Handschrift gehört zur Textkritik, weil sich das System der Schreibschrift nicht ohne Veränderungen in das System der Druckschrift überführen läßt. Die Differenzen zwischen Handschrift und Transkription können erheblich sein, wenn die Handschrift unkritisch abgebildet wird. Die Unvermeidlichkeit von Entscheidungen über die Wiedergabe von Groß- und Klein-, Zusammen- und Getrenntschreibung, der Dopplung von Konsonanten, der Abkürzungen und Zeichen, die alle von Schreiber zu Schreiber stark differieren und folglich mißverstanden werden können, macht deutlich, daß ohne Kenntnis der Gewohnheiten des Schreibers keine Handschrift ediert werden kann.

c) Der Umgang mit Textverlusten hängt von deren Umfang ab. Ist es möglich, den intendierten Sinn wieder herzustellen, was bei geringem Textverlust oft den Anschein hat, so sollte das geschehen, aber durch die Wahl einer anderen Schriftart im Druckbild kenntlich gemacht werden. Größere Textverluste in der Handschrift sollten hingegen durch Auslassungszeichen gekennzeichnet werden.

2.2 Fragen der Schreibfehler

Bei Schleiermacher heißt es im Kapitel über die mechanischen Fehler: „Niemand will etwas schreiben, was nicht einen geschlossenen Sinn giebt.“¹³ Die Aufgabe eines Herausgebers besteht also darin, einen sinnvollen Text abzudrucken. Für den Heraus-

¹² Bei Schleiermacher heißt es: „[...] um das kritische Urtheil des Herausgebers prüfen und seine Operation nachconstruiren zu können, muß ich alles das, was er vor sich hatte, auch vor mir haben“. Siehe Schleiermacher 1838 (Anm. 6), S. 298.

¹³ Siehe Schleiermacher 1838 (Anm. 6), S. 284.

geber von Briefen ist diese Aufgabe jedoch schwierig, weil sich Briefe von anderen Texten, die wir in Büchern abdrucken, insofern unterscheiden, als daß sie ursprünglich nicht dafür vorgesehen waren, auch wenn die Schreiber damit vielleicht rechnen konnten. Sie waren in der Mehrzahl private Mitteilungen einer Person an eine ganz bestimmte andere Person. In modernen Handschrifteneditionen bezieht sich die Emendation fehlerhafter Textstellen vor allem auf Korrekturen mutmaßlicher Versehen des Schreibers. In einem Briefmanuskript Duvaus, in dem er den Leipzigaufenthalt der Madame de Staël schildert, findet sich folgender syntaktisch fehlerhafter Satz: „Aber Platner! Was mochte sie wohl vom l’homme qui parle le mieux en public erwartete!“¹⁴ An dieser Stelle wurde emendiert. Der eigentliche Text, der an die Autorintention gebunden ist, wird nicht durch die Handschrift repräsentiert, sondern ist im Modus der Abwesenheit und auf Grundlage textkritischen Vorgehens in Form einer unter der Rubrik *Textgrundlage* nachzuweisenden Konjekturen herzustellen. Dabei ist noch lange nicht jede grammatikalische oder morphologische Unkorrektheit zu korrigieren. So wurde in Duvaus erstem Brief an Böttiger die Form „die überaus schmeichelhaften Titeln“¹⁵ belassen, da sie Zeugnis der unvollkommenen Beherrschung der deutschen Sprache durch den Franzosen und außerdem ein (noch heute) häufiger Fehler ist. Die Möglichkeit, daß die schwache Deklination des Substantives „Titel“ eine sprachliche Variante bildet, ist nicht auszuschließen. In diesem Fall hat der Editor zu bedenken, daß seine Aufgabe nicht in der Umsetzung der Autorintention besteht – denn Duvau wollte nicht nur sinnvoll, sondern auch korrekt schreiben –, sondern daß der edierte Text in vielfacher Hinsicht ein historisches Dokument und Monument sein soll. Ein anderes Beispiel für einen unterlassenen Texteingriff bildet der Satz: „Und haben sie nicht nur durch seine Schuld gescheitert?“¹⁶ Hier liegt das französische *ont échoué* zugrunde. Solche Interferenzen von Fremd- und Muttersprache treten bei Briefpartnern, die in einer Fremdsprache schreiben, häufig auf. Die genaue Kenntnis des Lebenszusammenhangs ist hier für den Textkritiker unerlässlich, um unnötige Emendationen zu vermeiden. Ein anschauliches Beispiel bildet Duvaus Brief vom 30. April 1795 an Karl Ludwig von Knebel, in dem es in der Handschrift heißt:

Weil Sie sich aber einen so vortheilhaften Begriff von meinem Charakter gemacht haben, so will ich hoffen, daß Sie den Eindruck, den so viel Höflichkeit, und Titel Freund, womit Sie mich beehrt haben, und den ich mich bemühen werde zu verdienen, machen sollten, besser fühlen werden, als ich es mit Worten ausdrücken könnte.¹⁷

Der fehlende Artikel vor „Titel“ wurde im Druck ergänzt, weil dieser Artikel im überlieferten handschriftlichen Entwurf (h) steht. Würde das aber geschehen sein, wenn dieser Entwurf nicht überliefert wäre? Vermutlich nicht, denn man hätte plausible Erklärungen für das Fehlen des Artikels finden können. Die Beispiele verdeutlichen, wie

¹⁴ Duvau an Böttiger, Leipzig, 18.–20.3.1804. Siehe Anm. 1, dort Nr. 71, Z. 135f und S. 328 („Textgrundlage“).

¹⁵ Duvau an Böttiger, Weimar, 24.4.1795. Siehe Anm. 1, dort Nr. 2, Z. 7.

¹⁶ Duvau an Böttiger, Leipzig, 18.–20.3.1804. Siehe Anm. 1, dort Nr. 71, Z. 135f und S. 333 zu 316–317.

¹⁷ Duvau an Knebel, Erfurt, 30.4.1795. Siehe Anm. 1, dort Anhang Nr. 2, Z. 3–8 und S. 240.